

Ursula Tölle

„Wer breite Füße hat“ – Briefwechsel mit Pionieren der Supervision

Die Ehrung von Kolleginnen und Kollegen der Supervision anlässlich des 20-jährigen Jubiläums der DGSv in Berlin im Oktober 2009 hat uns und viele beeindruckt und nachhaltig beschäftigt. Daraus ist die Idee entstanden, in dieser Ausgabe die „Gelebte Geschichte der Supervision“ aufleuchten zu lassen. Nicht eine nüchterne Darstellung, sondern persönliche Erlebnisse, Geschichten und Begegnungen der als Pioniere Geehrten sollen Einsichten in die Zeit vor und zur Gründung der DGSv so ermöglichen, dass der Geist dieser Zeit, das Wesen der Entwicklungen spürbar wird.

Pioniere – diesen ursprünglich soldatische Begriff verwenden wir im Sinne von Wegbereiter, Vorkämpfer, Bahnbrecher. Im Wort ist der lateinische Ursprung noch erkennbar: pes, pedis (lat.) = Fuß; das vulgärlateinische pedito macht den Sinn noch deutlicher: Fußgänger, wer breite Füße hat, d. h. wer schon lange gegangen ist.

Aus zwei Gründen ist es nahe liegend, für dieses Vorhaben die in Forum Supervision sonst übliche nüchterne Form des Fachaufsatzes durch die Gattung Brief zu ersetzen. Zum einen sind Briefe, sogar in Zeiten massenhafter Emails im virtuellen Raum neben dem persönlichen Gespräch die Ausdrucksform für persönliche Mitteilungen, für die Darstellung von Empfindungen und Eindrücken; ihre quasi dialogische Form erweitert für die Autoren ebenso wie für die Leser den Denkraum durch den Bezug zum Gegenüber. So entstehen lebendige Texte.

Der zweite Grund ist, dass das Briefeschreiben im 18. Jahrhundert zu einer Form öffentlicher Kommunikation avancierte, eben in der Zeit, die auch für die Definition des Auftrags von Supervision von zentraler Bedeutung ist. Die noch heute formulierten Ziele der Persönlichkeitsentwicklung im Sinne von Mündigkeit und Emanzipation haben in der Philosophie dieser Zeit ihre historischen Wurzeln. Briefe zu schreiben war eine Möglichkeit, sich als Subjekt zu zeigen und im ausgehenden Absolutismus das Bestreben nach Partizipation im öffentlichen Raum zu bekunden. Die folgenden Ausführungen zur Geschichte der Briefkultur im 18. Jahrhundert mögen Anlass sein, Parallelen zum 21. Jahrhundert auszumachen.

Wie gesagt: Im 18. Jahrhundert entwickelte sich der Brief als literarische Gattung und auch als persönliches Kommunikationsmittel. Christian Fürchtegott Gellert definierte 1751 den Brief als „freye Nachahmung des guten Gesprächs“ und ergänzte: da Frauen den Empfindungen näher seien, wären sie die besseren Briefeschreiber. Die aufkommende Briefkultur ist historisch eingebettet in die Genese der bürgerlich-literarischen Öffentlichkeit im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts. In dieser Phase des Ordnungsverlustes und der „wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Zurückgebliebenheit des Landes“ (Lukacs 1967, S. 11) brachten

aufgeklärte Philosophen, als erster Kant, Bewegung; dem Brief kam dabei eine „bedeutende, wenn nicht auch konstitutive Rolle zu“ (Nörtemann 1990, S. 214).

Die neuen merkantilistischen und bürokratischen Elemente sowie die Zentralisierung der Verwaltung stützten trotz progressiven Anscheins die königliche Position und machten den Monarchen unentbehrlich als Lenker des Staatssystems. Ein solcher Machtanspruch musste notwendigerweise mit den Emanzipationsbestrebungen der Aufklärung in Konflikt geraten, was sich z. B. in einem Brief Friedrich des Großen vom 6. Februar 1744 an einen jungen Fürsten zeigt: „Meinen Sie nicht, dass das Land (...) für Sie gemacht ist, sondern glauben Sie, dass die Vorsehung Sie hat auf die Welt kommen lassen, um dies Volk glücklich zu machen. Stellen Sie immer sein Wohlergehen Ihren Vergnügungen voran, und wenn Sie in Ihrem zarten Mannesalter verstehen, Ihre Wünsche dem Wohl Ihrer Unterthanen zu opfern, so werden Sie nicht nur allein deren Freude sein, sondern auch die Bewunderung der Welt.“ (Friedrich der Große 1885, S. 181)

Für die Aufklärer wurden die Schriftsteller zu den bedeutendsten Trägern ihrer Ideen. Die bürgerliche Öffentlichkeit war bisher abgedrängt von politischer Macht und strebte nach Partizipation. „In dieser Situation wird das Schreiben zur wichtigsten Entladung“ (Elias 1969, S. 20). Man kann von einer im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts aufkommenden Schreib- und Lesewut sprechen. Diese Entwicklung musste einhergehen mit einem Prozess der Alphabetisierung, die allerdings die Standesgrenzen nur in Teilen überwand. Gelesen wurden zunächst vor allem längst vertraute und kirchlich empfohlene Texte. Hinzu traten Zeitungen, Schriften für das Landvolk und ästhetische Literatur für Adel und Bürgertum – und eben die Briefe.

Briefe haben im Lauf der Geschichte verschiedene Bedeutung gehabt; die Fachliteratur spricht von einer Zwitterform. „Einerseits haben Briefe immer Mitteilungscharakter, sprechen eine ganz bestimmte empirische Person an und handeln häufig von Dingen des täglichen Lebens, andererseits sind Selbst- und Fremdentwurf in Briefen vergleichbar der Erfindung von literarischen Figuren.“ (Nörtemann 1990, S. 212) Briefeschreiber im 18. Jahrhundert waren darum bemüht, „überkommene Regeln abzuschaffen und etwas anderes an deren Stelle zu setzen (...). Der Brief wird zur Form, die vorgeblich keiner Regeln bedarf, er ist prädestiniert zur Einübung einer ‚natürlichen‘ Schreibart.“ (Nörtemann 1990, S. 217 f.) „Die ‚natürliche Sprache des Herzens‘ und die ‚Individualität‘ sind die neuen Fixpunkte, an denen man sich zu orientieren hat.“ (Nörtemann 1990, S. 218 f.)

Im 18. Jahrhundert standen Briefe und Zeitungen in enger Verbindung; Zeitungen wurden verstanden als in Briefe gefasste Nachrichten, was ein Titel wie „Moralische Wochenschrift“ verdeutlicht. Die Verbreitung wurde gefördert durch den seit Anfang des 16. Jahrhundert eingeführten regelmäßigen Postverkehr. Eingeschlossen waren auch private Briefe; über sie sprach man öffentlich, korrespondierte öffentlich in Zeitungen. Es gab eine „zunehmende Tendenz, die eigenen Briefe und die von Freunden und Geliebten zu veröffentlichen“ (Nörtemann 1990, S. 219 f.), was

natürlich auch Rückwirkungen auf das Schreiben hatte. Manche machten daraus eine eigene Kunst, so zu schreiben, als wüssten sie nicht um die Veröffentlichung.

Zugleich wählte man im 18. Jh. die Briefform, um statt in einem Lehrbuch oder einer anderen Abhandlung ein bestimmtes Thema zu erörtern und es der öffentlichen Aufmerksamkeit zu empfehlen. Inhalte wurden in ihrer ansprechenden Form einer breiteren Schicht zugänglich; zugleich ermöglichten sei im Schreiben eine Ungezwungenheit, Leichtigkeit und persönliche Note. Vielleicht sind ‚Natürlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ zentrale Charakteristika der Briefkultur in der Zeit der Aufklärung, d. h. Unmittelbarkeit und die offene Präsenz von Empfindungen.

In diesem Sinne haben wir den Wegbereiterinnen und Wegbereitern der Supervision folgenden Brief geschrieben:

Liebe/r Frau/Herr ...,

als Sie und sieben Weitere am Abend des 23. Oktober 2009 auf die Bühne des Tagungshauses in Berlin traten, war das ein erhebender Moment. Erstmals in der Geschichte der DGsv wurden Ehrungen verliehen an Menschen, die die Geschichte der Supervision in Deutschland maßgeblich geprägt haben. Die Jury bezeichnete Sie und die Mit-Geehrten als Leuchttürme, die besonders in der Anfangszeit Orientierung gegeben haben; bis heute ist Ihr Wirken für die Etablierung von Supervision und deren Weiterentwicklung zu anspruchsvoller Qualität zu verfolgen. Die Jury hat für die Auswahl besonders auch Ihre persönliche Authentizität hervorgehoben. – Davon sind wir sehr beeindruckt, gerade als jüngere Kollegen, die die Geschichte der Supervision nicht als Zeitzeugin kennen.

Uns bewegen viele Fragen zu dieser Zeit: Wie war das für Sie in den 60er- und 70er Jahren? Erinnern Sie sich an die gesellschaftliche Stimmung, in der diese besondere Form berufsbezogener Beratung öffentliche Aufmerksamkeit bekam? Was haben Sie sich von dieser Form von beratender Beziehung erhofft, was trieb Sie an? Erinnern Sie sich an konkrete Erlebnisse und Erfahrungen in dieser Tätigkeit, an Begegnungen mit Kolleginnen und Kollegen? Gab es damals eigentlich auch schon Konkurrenz auf dem Beratungsmarkt? Oder waren Sie in Ihren Interessen eher eine solidarische Bewegung? Und wie entwickelte sich Fachlichkeit, theoriegestützter Austausch, wie kam es zu Formen der eigenen Reflexion der Beratungspraxis? Erinnern Sie sich an das Entstehen der Ausbildungsstätten; ab wann gab es Initiativen der Vernetzung bis hin zur Gründung der DGsv? War die Institutionalisierung ein erschreckender oder ein hoffnungsvoller Schritt? Erinnern Sie sich an bestimmte Menschen, an Gespräche, die besondere Wirkung hatten? Wenn Sie uns davon und von anderem erzählen könnten, das würde uns bereichern, denn Ihre Zeitzeugnisse stehen nicht in Büchern. So gern würden wir etwas von der Stimmung dieser Pionierzeit erfahren und besser verstehen, auf welchen Schultern wir als Supervisoren im Jahr 2010 stehen. Viel-

leicht schreiben Sie uns dazu einen Brief, der gern ganz subjektiv sein kann, ganz so, wie Briefschreiber und besonders Briefschreiberinnen in der Geschichte diese Form genutzt haben, um lebendig und unmittelbar von sich und ihren Erfahrungen erzählt haben. – Dass Ihr Brief veröffentlicht wird, wissen Sie – und wie Ihre historischen Vorfahren in der Briefkunst können Sie ja so tun, als wüssten Sie das nicht....

Herzlichen Dank!

Ursula Tölle und Jürgen Kreft

Literatur

- Elias, N. (1969): Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2. um eine Einleitung verm. Auflage, Band 1 und 2, Bern/München.
- Friedrich der Große (1885): Pädagogische Schriften und Äußerungen. Mit einer Abhandlung über Friedrichs des Großen Schulregiment nebst Sammlung der hauptsächlichsten Schul-Reglements, Reskripte und Erlasse, übersetzt und herausgegeben von J.B. Meyer, Langensalza.
- Lukacs, G. (1967): Goethe und seine Zeit. In: Ders.: Faust und Faustus. Vom Drama der Menschengattung zur Tragödie der modernen Kunst. Ausgewählte Schriften II, Reinbek bei Hamburg.
- Nörtemann; R (1990): Brieftheoretische Konzepte im 18. Jahrhundert und ihre Genese. In: Angelika Ebrecht u.a. (Hrsg.): Brieftheorie des 18. Jahrhunderts, Texte, Kommentare, Essays, S. 219 f. Stuttgart.